

*Klaus Funke*

# Kammermusik



Hötter Verlag  
11111 1111



Beifall unterbrach meine Gedanken, vorn verneigten sich Bosel und seine Mitspieler, und während ich meinen Arm um die Schultern meiner Schwester legte, hielten sich Bosel, Rosensteyn und Laxberner an den Händen, wie es Schauspieler tun, wenn sie vor den Vorhang treten. Sie neigten ihre Köpfe und dann, ich sah es von meinem Polsterstuhl, begegneten sich Bosels Blick und der meiner Schwester, er lächelte und sah nun auch mich. Er sah mich einen Augenblick erstaunt an, hob die linke Braue, wie er es immer tat, wenn er überrascht war, ich aber ließ meine Hand auf der Schulter meiner Schwester. Ich applaudierte nicht.

In der Pause, die kurz war, blieb ich auf meinem Stuhl und beobachtete Bosel, der, nicht wie Rosensteyn und Laxberner, begleitet vom Veranstalter, in die Künstlergarderobe gegangen, sondern am Rand des Podests stehen geblieben war. Ob er auf meine Schwester, die gleich nach dem Ende des Beifalls ohne zu mir ein Wort zu sagen, hinaus ins Foyer gelaufen ist, oder auf mich wartete, ob er dachte, ich würde mich erheben und zu ihm kommen, wusste ich nicht. Er sah mich auf meinem Stuhl sitzen und hätte also auch die wenigen Schritte in meine Richtung gehen können, sicher wäre ich aufgestanden und ihm einen oder zwei Meter entgegengegangen. Ach, du hier, würde ich ihn sagen hören, und er würde sein unwiderstehliches Lächeln lächeln, und ich würde schweigend nicken und dann sagen, ja, ich bin mit meiner Schwester hier. Vielleicht würde ich sagen, dachte ich, dass mir das *Opus 100* gut gefallen hätte und ich gespannt auf das *Opus 99* wäre, dass er den Schubert eine Spur zu modern und zu extrovertiert gespielt hätte, zu wenig *Tempo*, würde ich sagen, dachte ich, zu wenig Inneres, zu viel Aktion, wie es heute heißt, hätte ich ihm gesagt, dachte ich. Und dass er gut aussähe, würde ich ihm sagen, dachte ich, aber wir würden alle nicht jünger und die Spuren der letzten zwanzig Jahre könne niemand, vor allem er nicht auf seinem Gesicht verbergen. Das unbedingt wollte ich ihm sagen, wenn er zu mir herantreten wäre, dachte ich. Aber er kam nicht, er blieb, wo er stand und wartete. Vielleicht will er sich in seinem Glanze sonnen, dachte ich, sich dem Publikum hautnah und zum Anfassen, wie es genannt wird, zeigen, dachte ich, während ich sitzen blieb und ihn weiter beobachtete. Bosel aber stand aufrecht gereckt, wie mir schien, und lächelte; ein paar Zuhörer, meist Frauen, umstanden ihn, nur einen jungen Mann sah ich, wie ich mich jetzt auf der Pritsche erinnere, sie drängten an ihn heran, baten um Autogramme, gleich auf ihren mitgebrachten Programmheften; manche hielten Fotos, eine ältere Dame sogar ein Plattencover ihm hingestreckt, wie Bittsteller einem Renaissancefürsten, dachte ich auf meinem Polsterstuhl, und er unterschrieb und lächelte, sagte ein paar Worte, die ich nicht verstehen konnte von meinem Platz, die aber belanglos waren, wie das Meiste belanglos gewesen ist, was er in der Öffentlichkeit sagte. Was soll ich schreiben? hat er

wahrscheinlich gefragt, oder „mit Wärme“ genügt Ihnen das, vielleicht auch „in herzlicher Erinnerung an einen Abend in Dresden“, meine Dame, und „Ihr Stefan Bosel“, ja, das bestimmt, „Ihr Stefan Bosel“.

Meine Schwester kam vom Foyer zurück, sie hielt zwei Gläser Sekt. Komm, sagte sie, trink, damit er nicht warm wird. Danke, das ist lieb, sagte ich und nahm einen Schluck. Das süße, schäumende Getränk schmeckte nach Gärhefe. Ich lächelte meine Schwester an, da plötzlich stand der Bosel neben mir. Er hatte sich, von mir unbemerkt, aus dem Kreis seiner Anbeter befreit und war, unterwegs noch schnell zwei, drei Autogramme gebend, zu uns getreten. Klaus, das freut mich, sagte er fröhlich, und gab mir die Hand. Seine Hand war breit und seltsam kalt, sie fühlte sich wie etwas Totes, Abgestorbenes an. Ich dachte, er würde mich nach meinem Eindruck vom ersten Teil des Konzertes oder nach Vergangenen fragen, an Altes, Gemeinsames, Früheres erinnern; doch er sagte, er würde sich freuen, wenn er uns, meine Schwester und mich, nach dem Konzert zu einem kleinen Abendessen ins „Kaminski“, wo er abgestiegen sei, einladen dürfe. Man würde sich ja so viel zu erzählen haben, lachte er, nicht wahr, du freust dich, sprach er zu meiner Schwester. Und ob, rief sie begeistert, wenn du uns wieder am Flügel in der Bar den *Basin Street Blues* spielst, wie damals, wann war das. Zweiundachtzig? Genau, zweiundachtzig, im Sommer, sagte er, wie ich mich erinnere, hier auf dieser Pritsche, und er lachte, aber nicht im „Kaminski“ spielte ich! Das war im „Ratskeller“, glaube ich. Klar, an das „Kaminski“, daran ist damals nicht zu denken gewesen. Wieder lachte er. Also abgemacht. Meine Schwester nickte, ja, abgemacht, bis dann also. Ich schwieg, sagte nichts, sagte nichts dagegen, also war es beschlossen. Bosel klopfte mir auf die Schulter und ging. Ich muss noch mal zu den Kollegen, rief er im Weggehen.

Ich setzte mich auf meinen Polsterstuhl, die Schwester brachte die Gläser weg. Die Konzertbesucher, die in meiner Nähe gewesen waren, drehten die Köpfe, tuschelten, machten sich Zeichen und große Augen. Der kennt den Bosel, ein Freund, vielleicht ein Künstlerkollege, wer mag er sein, mochten sie denken, dachte ich, und ich fühlte mich beobachtet, mit diesen Konzertbesucherblicken beschaut, in die Aufmerksamkeit gezogen, die ja die aufdringlichsten und prüfendsten Blicke sind, die man kennt; solche Blicke trafen mich ins Genick wie Geschosse, Blicke von der Seite, und noch, als die Pause längst zu Ende war, der erste Satz des *Opus 99* schon begonnen hatte, als die ersten, diese sieghaften, triumphierenden B-Dur-Klänge gespielt wurden, drehte noch mancher den Hals und stierte mich an; ja, ein älterer Herr aus der ersten Reihe hat beinahe alle vier Sätze lang schräg durch die Sitzenden hindurch zu mir gestarrt mit seinem Konzertbesucherblick, dieser Mischung aus Neugier und Herablassung, aus Neid und Intoleranz, mit dem sie einen immer

anblicken, diese Konzertbesucher, besonders diejenigen aus Dresden, die den ekelhaftesten Konzertblick überhaupt haben, diesen Kapellenblick, wie gesagt werden muss, abgeleitet von der Dresdner Hofkapelle, zu der sie sich wie eine Gemeinde, wie Sektenmitglieder, verpflichtet fühlen und alle Fremden, nicht standesgemäßen mit eisiger Abwehr betrachten, sie das in ihren Blicken spüren lassen, hoheitsvoll und blasiert, wie sie sind, diese Kapellensektenmitglieder und so hat mich dieser Herr, sicher einer von ihnen, die ganze Zeit aufmerksam beobachtet.

In Wahrheit sind natürlich diese armseligen Hofkapellenkonzertbesucher, dachte ich, während mich dieser Mensch fixierte, nicht die Ursache gewesen, sondern diese Kapelle selbst ist es. Schon wenn man sie auf der Straße sieht, diese Herren der Hofkapelle, und noch sind es ja meistens Männer, die ihren Hofkapellendienst verrichten, wie einen Chorknabendienst, wenn auch die Anzahl der Kapellfrauen beängstigend zunimmt; sie laufen, nein sie stolzieren einher, diese Kapellenmitglieder, als Geiger mit ihrem Kasten, oder als Holzbläser mit dem schwarzen Köfferchen, sie rollen ihre Füße ab, wie auf dem Laufsteg, den Blick in die unbestimmte Ferne gerichtet und auf dem Kopf das obligate Baskenmützchen, meist in dunkelblau oder schwarz, mal mit, mal ohne das kleine Stoffzipfelchen obendrauf. Unter Tausenden sieht man sie heraus, diese Kapellendiener. Und wie sie den Kopf gravitatisch neigen, wenn sie, ja, wenn sie überhaupt einen Gruß erwidern. Reden kann man mit ihnen ja sowieso nichts, denn sie müssen sich ständig räuspern, dieses Hofkapellenräuspern, das sie von der trockenen Luft in der Oper haben, oder von diesem grässlichen Elbtalklima. Und, wenn sie dann reden, so wissen sie nichts als uralte, abgedroschene Musikerwitze zu erzählen, wollen witzig sein, diese Herren, oh mein Gott. Ich habe diese Kapellianer immer gehasst, dachte ich auf meinem Polsterstuhl, wie ich, seit ich mich vom aktiven Musikspielen verabschiedet habe, alle Berufsmusiker hasse; aber während ich die Mitglieder des zweitklassigen Sinfonieorchesters der Kunststadt Dresden, diejenigen der sogenannten Dresdner Sinfoniker, der Sif, wie deren Gemeindemitglieder verkürzend sagen, während ich diese Elbkessel-Sinfoniker nur verachte und sie nicht ernst nehme, weil sie einfach nur lächerlich sind in ihrer Zweitklassigkeit, hasse ich die Hofkapellenmusiker, dachte ich unter den Augen des mich beobachtenden Sektierers. Ich hasse sie wegen ihrer Gottbegnadetheit, von der sie überzeugt sind; selbst der hinterste Triangelklingler glaubt an sein Gottesgnadentum, oder der Notenwart fühlt sich wie ein Tempelwächter, und je weiter sie vorn, zum Publikum sitzen, je näher sie in ihrem Halbrund, in dem sie wie zur Gruppentherapie um den jeweiligen Halbgott am *Pult*, wie es in ihrem Jargon heißt, sitzen, desto gottähnlicher fühlen sie sich auf ihrem Bretterbodenolymp. Dabei ist es mit ihnen, wie es mit allen Göttern geht, in den letzten

Jahren immer abwärts gegangen, dachte ich. Diese Hofkapelle hat ja, wie allgemein bekannt ist, dachte ich, während ich weiter beobachtet wurde, in den letzten Jahren, namentlich seit sie von diesen sich den Dirigentenstab wie einen Staffelstab weiterreichenden internationalen Wanderdirigenten, selbstverständlich von Weltruf, wie gesagt wird, als ihren wechselnden Zuchtmeistern nach Geschmack und Belieben abgerichtet wird, eine Talfahrt in die Niederungen der klassischen Unterhaltungsmusik erlebt, wie niemals zuvor in ihrer mehrhundertjährigen Geschichte. Schuch und Böhm, Weber und selbst der Skandale liebende Richard Wagner drehten sich im Grabe herum, wenn sie das erleben müssten. Und sie können doch keinen Beethoven, keinen Brahms, erst recht keinen Mozart und schon gar keinen Haydn oder Süßmayer mehr spielen, diese Kapellenmusiker, bei denen man, spricht man es aus, dieses Wort *Musiker*, die Betonung schon längst nicht mehr auf der ersten Silbe, sondern nur noch auf die zweite Silbe legen muss. *Musikker* soll man sie nennen, und nicht *Muusiker*, nein sie können nur noch sägen, umsägen und niedermachen, sie haben die Klassiker vernichtet, die deutsche Eiche Beethoven umgehauen und zu Feuerholz zersägt. Mit ihren Fiedelbögen von Violine bis Kontrabass, weggeblasen mit den Hörnern, in denen man beim Pianissimo den Speichel des Blasenden gurgeln hört, und mit der großen Trommel haben sie dem Mozart aufs Haupt geschlagen, das ihm die Perücke verrutscht ist, dachte ich auf dem Polsterstuhl. Die ganze Klassik haben sie in den letzten Jahren vernichtet und weggefiedelt, seit diese dirigierenden Weltbürger den Taktstab schwingen, oder besser weggescheucht, denn mancher dirigiert ohne Stab, wie dieser Botterbloom zum Beispiel, ein Salat- und Grünalgengourmet von eurasischem Rang, er fuchtelte nur mit den Händen, und es sieht aus, als verscheuche er ständig die Fliegen, die um sein vegetarisches Haupt kreisen.

Wo ist der samtweiche Klang, der Klang des berühmten Richard Strauss Orchesters geblieben, er hat sich aufgelöst in ein klägliches dünnes Fiepen, und je mehr man von diesen Kapellfrauen auf der Bühne sieht, desto stärker verliert sich dieses ehemalige Markenzeichen; mühsam verdeckte nackte Frauenarme, lange schwarze Kleider und diese im Takt unsäglich wippenden und sich manchmal auch während der Vorstellung auflösenden Haarfrisuren, alles dieses zeigt den Niedergang. Und gerade Richard Strauss können sie gar nicht mehr spielen, was nicht immer an den Kapellmitgliedern liegt, sondern an diesen fuchtelnden Welt-dirigenten, die den Alpensinfoniker je nach Geschmack, mal in kammermusikalischem Gesäusel, oder mal mit Pathos und dröhnendem Reichsparteitagsklang aufführen, wie ich unter andauerndem Angestarrtwerden auf dem Polsterstuhl dachte. Auch an diese Instrumentalkämpfe dachte ich, die die Ohren häufig ertragen müssen, und die diese

Wanderdirigenten nicht in den Griff bekamen; wie die Holzbläser gegen die Streicher anblasen, zum Sturmangriff, oder wie den Klarinetten die hohen und den Fagotten die tiefen Töne ausgehen, wie sie atemlos ersterben und in diese klägliche Stille dann das Blech dröhnt, als wären sie in biblischer Zeit und müssten die ehrwürdigen Mauern zum Einstürzen bringen. Dennoch, der Dünkel ist geblieben, dachte ich auf meinem Polsterstuhl, immer noch im Blick dieses Kapellenpilgers, der mich anstarrte.

Ja, er stieg noch, dieser Kapellendünkel, mit abnehmender Qualität des Kapellenspiels, auch, weil immer weniger Klassik und immer mehr Klamauk auf der Bühne stattfinden musste, namentlich bei den Dresdner Operaufführungen, deren nicht zu überbietende Ekelhaftigkeit mit dem Namen des glücklicherweise kürzlich verstorbenen Regisseurs Henry Bleiklump verbunden ist. Doch die Kapellengemeinde gewöhnte sich, fand alles enorm, auch die Musiker selbst sahen schon nicht mehr und hörten kaum hin, wenn die Operaufführungen sich zu Orgien im Schreien, im Auf-der-Bühne-Herumwälzen, in Entkleidungen und Fäkalkomik verwandelten, wenn Totentänze per Regieanweisung aufgeführt werden mussten und Werkstreue ein leerer Wahn blieb. Und so fiedelten sie, abgestumpft und gehorchend, bliesen, trommelten, zupften, wie sie weiterfiedeln, weiterblasen, weitertrommeln und weiterzupfen werden bis in alle Ewigkeit, dachte ich, während ich noch immer in nicht zu überbietender Unerträglichkeit angestarrt wurde, alles wird so bleiben bis die Kunststadt Dresden eines Tages auf ihrem Schwemmsand fortgeschoben wird.

Aber der Dünkel ist geblieben, hatte Bosel gesagt, dachte ich, diese unerträgliche Arroganz, die ja vielen, ja den meisten sogenannten kunstinteressierten Dresdnern ebenfalls eigen ist, man ist auf die eigene Verblödung stolz, gegenseitig, die Dresdner auf ihre Kapelle und diese Kapelle auf ihr Dresdner Publikum, eine in ihrer Verblendung verblödete Gemeinschaft, wie Bosel oft gesagt hatte, dachte ich auf dem Polsterstuhl, wie sie sich erhalten hat, diese Gemeinschaft, über und unter allen Gesellschaftssystemen hinweg, seit Jahrzehnten und Jahrhunderten schon, und wie sie nicht zu vertreiben oder auszutreiben gewesen ist. Bis heute. Vielleicht ist all dies damals auch ein Grund gewesen, dachte ich, dass der Bosel die Kunststadt an der Elbe und eine *Karriere* bei der Kapelle, wie zu sagen wäre, fluchtartig verlassen hat, während ich dageblieben bin und diese Verrottung, diesen unaufhaltsamen Abstieg mit ansehen musste, ja selbst davon betroffen war, im Kessel sitzen geblieben bin, im Elbkessel, wie in des Teufels Kochtopf, und weiter der *kunstliebende* Dresdner gewesen bin.

Der Begrüßungsapplaus nach der Pause war verklungen, er ebte ab, so sagt man, wie ein sich entfernender Taubenschwarm. Bosel hatte am Steinway, Rosensteyn und Laxberner hinter ihren

Notenpulten Platz genommen; diese hielten die Bögen gesenkt, warteten jenen kurzen, jenen Spannung aufbauenden Augenblick, den Bosel mit seinen über den Tasten schwebenden Händen und den geschlossenen Augen so trefflich auszukosten wusste, wie ich auf meinem Polsterstuhl sitzend dachte.

Dann begann der erste Satz des Klaviertrios *Opus 99*, das Schubert schon als Schüler komponiert hatte, während das vor der Pause gespielte *Opus 100* ein Spätwerk von ihm gewesen ist. Und ich habe gedacht, wie mir meine Schwester einmal gesagt hat, dass der Schubert bei seiner Komposition nur an Singstimmen gedacht haben muss, niemals an die Instrumentalisten; er hat schöne Mädchen und wehmütig leidenschaftliche Jünglinge singen gehört, weshalb diese Trios das Schwerste, das Anstrengendste überhaupt sind, was es in der *Kammermusikliteratur* gibt. Ja, enorm, sie sagen Literatur zu ihrer Musik, diese Musiker. Er wird noch lachen in seinem Musikergrab, der Franzl, wenn er daran denkt, wie er es diesen Kammermusikern besorgt hat mit seinen Trios, dachte ich auf dem Polsterstuhl nicht ohne Häme. Es erklang also dieses *Allegro moderato*, ein Dutzendwort in der Musikliteratur, Tausende und Abertausende Musikstücke wurden und werden so überschrieben, zwei Worte, die in ihrer Abgenutztheit so gar nicht zu den Tönen zu passen schienen, die sich nun jubilierend, fröhlich triumphierend, energisch und sieghaft, sich ihrer Einmaligkeit hell und klar bewusst, ihren Weg in meine Ohren und die der anderen Zuhörer bohrten, wie musikalische Selbstverständlichkeiten für die Ewigkeit komponiert.

Ja, er hat wieder gewonnen, dieser Bosel, dachte ich, er triumphiert, er hat uns, ohne Widerspruch zu erwarten, eingeladen; der Steinway hämmert, Bosel dominiert, gibt den Ton und den Takt, Violine und Cello geben sich beifällig, nicken zustimmend, ja-ja-ja tönen sie bereitwillig, wie meine Schwester und ich vor ein paar Minuten, als er, der Bosel uns einlud zu *seinem* kleinen Abendessen, wie er sagte, dachte ich, mit seiner Selbstverständlichkeit, seinem Siegetrauen, wie er schon immer alles tat, als blonder Siegfried, und wir nickten zustimmend mit dünnen Floskeln, fühlten uns geehrt, freuten uns, waren seiner Meinung, was er auch sagte und tat; dabei wusste ich, dachte ich auf meinem Polsterstuhl, dass nur so ein schwacher Dummkopf wie ich diese Einladung annehmen konnte, einer, der vor zwanzig Jahren schon dem Bosel nachgelaufen ist, wie ein kleiner Junge dem Zauberer, einer, der zu ihm aufgeblickt hat, trotz aller Demütigungen, trotz all der Verletzungen, die ich von ihm hinnehmen musste. Von meiner Schwester will ich gar nichts sagen, an die will ich erst gar nicht denken, in diesem Zusammenhang, dachte ich, sie hat natürlich sofort, und mit Freude, wie zu sagen ist, angenommen, um zu ihm zu eilen ins „Kaminski“; sie würde überall hingehen, wo sie dieser

Bosel hinbittet, sie, die er in einer Weise behandelt hat, wie es schändlicher nicht zu denken ist, die er beleidigt und abgelegt hat, wie ein paar alte, nicht mehr zu brauchende Noten. Bis heute aber scheint sie ihm, dachte ich, davon nichts nachzutragen. Er braucht nur zu erscheinen, der blonde Held Bosel, und mit den Fingern zu schnipsen, und schon springt sie herbei, wie eine brünstige Gemse, leckt ihm die Hand, schmiegt sich an ihn, lässt sich kraulen und streicheln.

Und der Steinway gibt den Takt, dachte ich, während mir die Töne wie Messer ins Fleisch schnitten, und er gibt nicht nur den Takt nein, auch die Tonart und die Tempi, die Creszendi und Ritardanti; Rosensteyn und Laxberner gehorchen dem Bosel aufs Wort, dachte ich, wie artige Hündchen sitzen sie aufrecht und wiegen sich hin und her, zucken und wippen nach seiner Bestimmung; auf einmal kommt mir das Ganze, dachte ich, wie ein absurdes Marionettentheater vor, bei dem der Bosel an den Fäden zieht, und die Puppen heben die Arme, die Beine, rollen mit den Augen, klappen die Münder auf, fallen um und stehen wieder auf; ja, sie lachen auf Kommando, sind fröhlich und heiter, wenn er, der Bosel, der Puppenspieler, der mit seinen Tasten die unsichtbaren Fäden hebt und senkt, wenn er in schnellem Tastenlauf die Körper wirbeln lässt, und sie sind langsam und traurig, wenn er bedächtig und mit Pathos spielt; der Rosensteyn zappelt, als hinge er an geheimnisvollen Fäden, seine Violine schwankt und schwingt nach links und rechts, nach oben und unten, er bewegt die Knie im Takt, schlägt mit den Fersen rhythmisch auf den Boden des Podestes, dass es unheimlich und hohl dröhnt; Laxberner hingegen hat sich gebeugt, er krümmt den Rücken, es ist als wolle er in sein Cello hineinkriechen, sein Ohr scheint am Steg zu lauschen. Die unsichtbaren Fäden hat er bei ihm lockergelassen, der Bosel, dachte ich. Laxberners schlanke Hände halten den Bogen wie eine zitternde Rute, die über die Saiten fächelt; und über der ganzen unheimlichen Szene thront hinter seinem Steinway der Bosel, dachte ich, dirigiert und fühlt sich als Feldherr. Wie er sich immer als Lenker und Leiter gefühlt hat, dachte ich, und wie er uns, meine Schwester besonders, aber auch mich, ins Unglück gestürzt hat, um dann auf dem Höhepunkt der Tragödie einfach zu verschwinden, sich davon zu machen, dachte ich. Doch, vielleicht ist es richtig so gewesen, sagte ich mir, damals als er uns verlassen hat, denn es wäre nicht mehr so weitergegangen, es hätte zur unvermeidlichen Katastrophe geführt.



Klaus Funke

## Kammermusik



### Novelle

100 Seiten

Broschur

ISBN: 978-3-86211-002-5

11,90 Euro

**Oktober 2010**

Es sind die letzten feierlichen Minuten vor Konzertbeginn. In der Luft liegt eine anregende Spannung. Der weltberühmte Pianist Stefan Bosel ist nach Dresden zurück gekehrt um in der Stadt, in der er Musik studierte, ein Konzert zu geben.

Der Erzähler der Novelle Kammermusik gerät in diesen letzten Minuten, in denen die Zeit still zu stehen scheint, in den Sog der Erinnerungen an seine Jugend- und Studienzeit, die er gemeinsam mit dem heute weltberühmten Pianisten Bosel verbrachte.

Es ist eine Welt, die bestimmt war von Freundschaft, Musik und Liebe, aber auch von Ehrfurcht und Neid gegenüber der brillanten Pose, der Leichtigkeit und dem genialen Klavierspiel seines Kollegen und ewigen Konkurrenten Stefan Bosel. Das Wiedersehen der beiden endet in einem furiosen Finale, von der auch die Kunststadt Dresden nicht unberührt bleibt.

»... Kammermusik, eine feingeistig-süffisante Abrechnung mit der Dresdner Kunst-Bohème.« Chemnitzer Morgenpost, 26.07.2010

»Funke kratzt am Lack der Kunststadt, aber mit welchem Charme er das macht! Seine beißende Ironie entspringt einer leidenschaftlichen Liebe zur Musik, der gesamte Text wirkt einem musikalischen Muster folgend, komponiert und rhythmisch, das Hintergrundwissen ist fundiert und wohltuend beiläufig eingeflochten.« Sächsische Zeitung 2004



### Klaus Funke

Aufgewachsen in einer künstlerisch interessierten Familie in Dresden, spielte Klaus Funke Klavier an der Musikschule Dresden und besuchte Zeichenzirkel der Kunstakademie Dresden.

Nach dem Abitur an der Kreuzschule Dresden 1965 hatte er zunächst die Absicht Kunstgeschichte und Germanistik zu studieren, entschloss sich dann aber für das Studium der Agrarwissenschaften.

Schon früh begann Klaus Funke zu schreiben. Aber erst spät, mit 55 Jahren, trat er damit an die Öffentlichkeit. Er schreibt vor allem Prosatexte, Romane, Novellen und Erzählungen, Kurzgeschichten, auch Märchen und Bühnentexte.

Plöttner Verlag

